

In meinem Bücherzimmer

Autor(en): **Uhde-Bernays, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **11 (1954)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Selig, wer sich vor der Welt
ohne Haß verschleißt ...»

Goethe

Schrill und scharf schneidet der Schrei der Dampfpeife des auf der anderen Seite der Eisenbahn gelegenen Sägewerks in die laue Luft des Frühlingstages. Zögernd verebbt die Tonwelle an den Häusermauern. Nun klingen in einem dumpfen Grundakkord von der Kirche die Glocken. Wenige Minuten noch, und von der Straße herauf höre ich wie eine vorübergehende Brandung die Tritte der von der Arbeit heimkehrenden Männer und die abgerissenen Worte ihrer Gespräche. Sechs Uhr. Auch ich habe, lauschend, den Kopf gehoben und von den Blättern abgewendet, die sich auf dem Schreibtische anhäufen. Auch für mich ist die Stunde gekommen, den geschäftigen Federhalter fortzulegen und Feierabend zu machen. Nur schnell die letzten Zeilen der fast vollendeten Seite, dann ist's genug für heute.

Mit einem tiefen Atemzug stehe ich auf, schiebe den schweren Sessel zurück und werfe einen Blick auf die Statue des in dunkler Ecke die Hände emporhaltenden Knaben, auf daß er mir hold bleibe und seinen Schutz bewahre für den nächsten Morgen. Aus der ernsten Stube des Dienstes der literarischen Tätigkeit gehe ich, zum ersten Male nach dem Winter, über den Gang in ein anderes, wohnliches, während der Kälte verschlossenes Gemach. Schon beim Öffnen der Türe überkommt mich ein Gefühl anheimelnder Verschwiegenheit. Mein Bücherzimmer, mein Alt-Europazimmer, wie ich es nach einem Ausspruch Jacob Burckhardts getauft habe, nimmt mich zu einer inneren Schau gütig in seine Obhut. Das ist eine bescheidene Mansarde mit einer abgeschragten Außenwand, klein und nieder, aber im Besitz eines breiten Doppelfensters, das quer aus dem Dache über der Regentraufe ins Freie mündet. Seit vielen Jahren trug ich mich mit der Absicht, mir hier, am Rande der Wohnung, ein Refugium zu schaffen, eine Stätte der Zuflucht, wo ich ungestört vom Lärm des Alltags mich meinen Gedanken überlassen, mein eigenes Wesen finden, mir allein dienstbar sein

¹ Dank dem Entgegenkommen des verehrten Verfassers dürfen wir unsern Mitgliedern dieses ansprechende Stimmungsbild als Vorabdruck aus seinem demnächst beim Verlag Eugen Rentsch AG in Erlench erschienenen Buche «Mein weißes Haus» heute schon vorlegen.

könne. *Mihi – musis – paucis amicis.* Wie ich als Inschrift auf dem weißen Hause in Capri gelesen habe.

Solange die Kinder zur Schule, zur Universität, in die Lehre gingen, war die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich. Erst als sie groß und selbstständig geworden waren, wurde er verwirklicht. Nicht ein einziges Mobiliar, das in den Raum gebracht wurde, nach sorgsamer Auswahl, ist neu angeschafft worden. Nur Gegenstände, die mir seit Jahrzehnten wertvoll sind, wurden aufgenommen: drei Stühle, ein langes Liegesofa, ein Tischchen, zwei Teppiche, ein Bücherschrank und zwei Bücherregale. An den hellgrau gestrichenen Wänden hängen ein Bild und zwei Zeichnungen. Das ist alles. Altmodische Stücke sind es, durch langen Gebrauch abgenutzt und geheiligt. Das gelbe weiche Fell auf dem Divan ein Geschenk, das mir von einer südamerikanischen Reise mitgebracht wurde; der mächtige Schrank aus Eichenholz mit seinen Schubfächern, Borten und geschnitzten Säulen, der sich bisher im Gange bescheiden mußte, kommt wieder zu Ehren, und einen der Teppiche hat mir meine Großmutter gegeben, als ich die Stellung des Beamten am germanischen Museum antrat, vor über fünfzig Jahren, damit ich immer an sie denken solle. Die Farben seines bunten Musters sind frisch geblieben wie das Gedächtnis der lieben alten Frau in meinem Herzen; aus dem braunen Grunde leuchten die blau und weiß gewürfelten Quadrate lebhaft hervor, und auf dem Stoffe schimmert ein seidiger Glanz. Im Zeichen des nahenden Maimonates sind die Schalen und Vasen auf dem Tische und dem Simse des Schrankes mit Blumen gefüllt. Dort die fünfeckigen Sterne der schwefelgelben Dotterblumen von den nassen Wiesen am See, die tiefen Kelche der Enziane neben den an zarten Stielen aufgereihten Perlen der Maiglöckchen und den rotvioioletten Aurikeln vom Berghange, hier die weißen goldgeränderten Narzissen aus dem Garten. Ein mildes Aroma geht von ihnen aus, in lyrisch schwebender Leichtigkeit, in der sie dahinleben und dahinwelken, um zu Pfingsten von dem dramatisch berausenden Dufte des Flieders bezwungen zu werden. Eine dicke haarige Hummel mit einem weißen Strei-

fen auf dem Rückenschilder stattet den Blüten oft einen Besuch ab und raunt ihnen mit brummendem Baß ihre begehrliehen Fragen zu. Sie ist nicht der einzige Gast des Zimmers. In den Zweigen der schlanken Buche, die im Grundstück des Nachbarn neben dem Hauseingang steht und über das Dach hinaus zu wachsen begehrt, nistet ein zutrauliches Finkenpärchen, das ausgestreute Krumen gierig aufpickt. Der Finkenvater ist ein biederer Bourgeois, der mit den Spatzen, die in den Speichernischen hausen, in Streit liegt und nur mit der Bachstelze vom Brückenbogen gelegentlich auf dem Geländer eine Unterhaltung führt. Frau Fink und Frau Bachstelze fliegen stolz aneinander vorbei und beachten sich nicht. Hie und da flattert nach jähem Aufschrei eine Schwalbe zu mir herein, umkreist als ein willkommener Glücksbote die Lampe und jagt im eiligen Stoß davon. Auch wenn ich umhergehe, lassen sich die Tiere nicht verscheuchen. Sie wissen, daß sie in dieser Kemenate des Friedens nicht stören.

Ich habe mich in den bequemen Lehnstuhl gesetzt, die Holzpfefie gestopft und angezündet. Bläulicher Rauch zieht in dünnen Fahnen gegen das Fenster. Mit ihnen kommen und gehen in einer seltsamen Wanderschaft die Gedanken. Wenn ich nachsinne, unbewußt die Augen schließe und wieder öffne, um empfindungsvoll die Stille der Stunde aufzunehmen, schwindet aller Druck von mir. Wie im Märchen hebt eine beseligende Stimmung an, in arkadischer Freiheit in mir und um mich zu walten: «Es dämmern im Bücherständer die Bände in Gold und Braun, und du denkst an durchfahrene Länder, an Bilder, an die Gewänder ...» Ich fühle die Einsamkeit des Alters nicht, wenn ich zurückgelehnt zum Fensterausschnitt hinüberschaue, in dessen Rahmen ein reizendes Gemälde, eine liebe-liche Landschaftsstudie meiner oberbayerischen Heimat sichtbar wird. Die oberste Krone der Buche mit ihren saftgrünen Blättern schiebt sich als beherrschender Bestandteil gegen die Mitte, wird umgeben und reliefartig herausgehoben vom Himmel, der mit abwechslungsreicher Tönung des verschiedenartigsten Blau die übrige Fläche füllt. Es gibt kaum ein schöneres Vergnügen als den Zauber dieser Veränderung des Himmels zu beobachten, der bei Föhn eine südliche gesättigte Schwärze, vor Gewittern eine unheimliche Gewalt trübender Farbenschatten enthält, am frühen Morgen einer verklärten Unendlichkeit, nach

dem Untergange der Sonne einem göttlichen, in allen Skalen der Palette gelösten Schein gehorcht, den eilenden, zu sonderbaren Formen gebildeten Wolken zu folgen, den Zirren, Bällen und Federstreifen, wenn sie vom Winde geschwellt wie lautlose Flugzeuge vorüberziehen. Frisch weht die Luft von den Bergen und vom See, selten schallt ein Laut der Außenwelt feindlich in die Ruhe meiner Einsiedelei. Und doch ist mir hier ein treuer Gefährte beschieden, den ich nicht entbehren möchte, das Bächlein, das mit munterem Geplätscher am Hause vorüberfließt – durchsichtig bis zu seinem moorigen Grunde, aus dem winzige Forellen aufschnellen, dunkelbraun – unter der Brücke dem See entgegen. In der sanften Weise eines Rondos von Schubert strömt das Wasser über die Steine. Sein anmutiges Plaudern ladet mit leichten Fesseln das Denken, das in nutzlosem Gegrübel erstarren oder in nervöser Hast fortstürmen will, zur Nachfolge und Sammlung ein.

Dankbar liebkost das Auge die weisen Lehrmeister im Gestell, die besser als die Menschen die Treue wahren, und streift über die Bücher-rücken hinweg. In der Mitte stehen die Werke, die mit einer inneren Beziehung zu meiner Person sprechen, deren Anwesenheit mich erfreut, auch wenn ich nicht in ihnen lese. Sie sind Teile, unverlierbare, unschätzbare Teile von mir geworden. Wenn ich sie aufschlage, suche ich meine eigenen Empfindungen wieder auf, die ich bei der ersten Durchsicht gewann. So erzählen sie mir neben dem Inhalt zwischen ihren Druckzeilen eine nur mir angehörende Geschichte. Der Umgang mit ihnen, mit ihren «geistigen Naturen» und mit der Andacht ihrer überzeugenden teilnahmsvollen Überlieferung befreit die Seele und die Sinne vom verwirrenden zeitverbundenen Trubel. Nicht um kostbare Einbände war es mir zu tun. Neben dem prächtigen Saffian, der üppig auftritt, behalten unscheinbare Pappbände, ungebundene Broschüren und Zeitschriften ihren sachlichen Wert. Zahlreiche Kataloge von Sammlungen sind zusammengestellt, deren Besitzer mit mir ihre Schätze bewunderten, aus ganz Europa. Ich blättere wehmütig in diesen Verzeichnissen, rufe Menschen auf, die tot oder verschollen sind, berühmte oder vergessene Plastiken und Bilder, hole zu beschaulicher Einkehr eine der Mappen und wende mich von den Abbildungen zurück zu den Eindrücken, die mir die Originale geschenkt haben. In gol-

denen Lettern winkt vom obersten Brett aus weinrotem Rücken Hölderlins teurer Name, trägt in den deutschen Frühling den Hauch ewig verlorenen Griechentums. In langer Linie wurden unsere Klassiker gereiht, auf der anderen Seite die Franzosen, Italiener und Engländer. Wieland und Herder, Stifter, Mörike und Storm halten gute Nachbarschaft mit Shakespeare und Byron, auch mit Stendhal, Flaubert und Verlaine. Jacob Burckhardt aus Basel und Walter Pater aus Oxford gesellen sich als verwandte Beschützer hoher europäischer Kultur. Spiegel und Gleichnis meines Lebens, menschlich und geistig, deutet mir mein Bücherzimmer Vergangenheit und Gegenwart und läßt mich gelassen, mit geminderter Scheu, der Zukunft und dem jenseitigen Ufer entgegensehen. Als Kind, ohne Geschwister aufgewachsen, spielte ich einstens für mich mit den Büchern aus der Bibliothek meiner Eltern, schob sie auf dem Boden herum als Eisenbahnzüge zu Reisen in die Ferne. Nun spiele ich, nach sechzig Jahren, wieder mit ihnen. Der Kreis meines Daseins ist geschlossen.

Längst ist die Pfeife ausgebrannt. Ich klopfe die Asche heraus und trete an das Fenster. Wie herrlich ist die Aussicht, wie kühl und angenehm die leichte Brise! Nur wenige werden meiner Meinung über die vor mir im Herankommen des Abends wohlighingelagerte Schönheit beistimmen. Man muß ein Tröpflein Poetenblut in den Adern haben, um sie zu erkennen. Die Villen sind verschwunden in den Baumgruppen, die im Siegesjubel des Lenz über ihnen prangen. Zwischen dem hellen Grün der Birken und dem tiefen Grün der Kastanien glüht feurig eine Blutbuche vor dem entfernten Gipfelzacken der aus der Laubmasse emporragenden Zugspitze, von der ein silberner Saum herüberzieht zum Herzogstand und Heimgarten. Durch die Zweige leuchtet ein schmaler Streifen des Sees.

Stärker duften die Blumen in der rasch zunehmenden Dämmerung. Schmetternd schallen die Lieder der Amseln an mein Ohr, bevor sie zu einem wohlklingenden Finale einsetzen. Lange stehe ich und schaue. In der erbleichenden Schale des Himmelsgewölbes glitzern schon die ersten Sterne, der große Bär und das trügerische Drei-

gestirn des Orion. Eine erquickende Erschlaffung umfängt mich, entspannt die Glieder, besänftigt den brennenden Schmerz des Gehirns. Nochmals setze ich mich in den Stuhl und lasse die Gedanken eine weite Reise antreten.

Als ich das Zimmer einrichtete, lag Sorge auf mir, um einen geliebten Freund, der in Frankreich an der Front stand. Ihm sollte das Zimmer geweiht sein. Daher wußte ich, daß er gesund heimkehren werde. Indem ich nur an ihn dachte, empfing die Umwelt der Bücher eine geheimnisvolle Bedeutung. Ich wartete und wartete, bis die Nachricht seines Besuches kam. An einem Sommermorgen sah ich ihn über die Brücke gehen. Zwei Jubelrufe mischten sich zusammen. In «unserem» Bücherzimmer feierten wir ein glückliches letztes Wiedersehen. Daher hat sich dieser Tag tief eingegraben in mein Leben. Das Andenken der Begegnung hat sich heute schmerzlich erneuert. Jahre sind seither verstrichen. Die Wahrzeichen einer innigen Gemeinschaft steigen auf aus dem Dunkel. Wie in einem Traume erscheinen alle Formungen einstiger Verbundenheit: Sizilien und Südfrankreich, das Meer, die ewige Stadt, Venedigs Paläste, Paris, Afrikas und Portugals Küste. Vor ihrem schicksalsbewegenden Zuge wird das Verweilen im Bücherzimmer zur Frage nach ihrer Wahrheit. Unter dem seufzenden Segen der milden Frühlingsnacht melden sich mahnend Mörikes Verse:

«Ich denke dies und denke das
Und sehne mich, ich weiß nicht recht nach was.
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst Du für Erinnerung!
Alte, unnennbare Tage.»

Aus den schwermütigen Irrfahrten meiner Phantasie stürze ich, erwachend, vor Kälte und Angst zitternd zurück in die Wirklichkeit. Von der Mondsichel, die ich nicht sehe, fällt ein schwacher Lichtstreif in den aufbrauenden Nebel. Leise schleiche ich aus der Türe. Ich werde das Zimmer so bald nicht wieder betreten. Denn es scheint gefährlich zu sein, aus Kummer um veränderte Zeiten in seine heilige Enge Geister hereinzurufen und Zwiesprache mit ihnen halten zu wollen, die doch ewig stumm sind ...